



ANDRÉ KOSTOLANY

Kostolany's Wunderland

VON GELD UND BÖRSE

FBV

Wie du an der Börse
erfolgreich bist

ANDRÉ KOSTOLANY

Kostolanys Wunderland

VON GELD UND BÖRSE

Wie du an der Börse
erfolgreich bist

FBV

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@finanzbuchverlag.de

1. Auflage der Neuauflage 2023

© 2000 by FinanzBuch Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Türkenstraße 89

80799 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Die im Buch veröffentlichten Ratschläge wurden von Verfasser und Verlag sorgfältig erarbeitet und geprüft. Eine Garantie kann jedoch nicht übernommen werden. Ebenso ist die Haftung des Verfassers beziehungsweise des Verlages und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ausgeschlossen.

Gesamtbearbeitung der Originalausgabe: Michael Volk, München

Korrektur: Anja Hilgarth

Umschlaggestaltung: Maria Verdorfer

Umschlagabbildung: IMAGO / teutopress

Satz: Zerosoft, Timisoara

Druck: CPI

Printed in the EU

Bildnachweis:

Archiv Gestenberg (Abb. Seite 31, 119, 271, 351)

AKG (Abb. Seite 73, 159, 219, 231, 311)

ISBN Print 978-3-95972-678-8

ISBN E-Book (PDF) 978-3-98609-303-7

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-98609-304-4



Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.finanzbuchverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de.

Inhalt

Vorwort	7
Mein Börsenbrevier	13
Die Börse, mein Leben	15
Über Regen und Sonnenschein	22
Die Börse: Lebenselixier der Großen der Welt	30
Die kapriziöse Logik der Börse	36
Der Einfluss von Zinssatz und Regierungsentscheidungen . . .	53
Inflation und Börse	57
Der Einfluss von Steuer- und Geldpolitik	59
Phasen zyklischer Bewegung an der Börse	65
Der Weg zum Erfolg: antizyklisches Handeln	72
»Wer das Kleine sehr ehrt, ist das Große nicht wert«	85
Der Spekulant: Strategie auf lange Sicht	88
Experten und Wunderrabbiner	93
Wie wertvoll sind Informationen aus »erster« Hand?	97
Die Charts: Fieberkurve einer Aktie	106
»Mist herein, Mist heraus«: über die Börsencomputer	113
Boom und Krach: Ein unzertrennliches Gespann	117
Geschichte der Börse ... auch meine Geschichte . .	121
Amerika wird bezahlen ... Die Katastrophe von 1557	123
Die Tulpenkatastrophe im 17. Jahrhundert	128
Die erste moderne Börse: Amsterdam	132
Londons Börse: Nervenzentrum eines unermesslichen Reiches	137
Der Bernie Cornfeld des 18. Jahrhunderts: John Law	145
Auf dem Weg zur ersten industriellen Revolution	150
Schwarzer Freitag 1869: Börsenkatastrophe in New York	155
Rückblick ins 19. Jahrhundert: die Gründerzeit	158

Vom Saulus zum Paulus	165
Die unruhigen 20er-Jahre der westlichen Welt	167
Der Baissier im Glück	179
Lachen, wenn andere weinen?	191
»Ein Börsianer und ein Musiker dazu«	199
»Geld ist vergänglich – Kunst ist ewig«	201
Börse und Leidenschaft	209
Liebe im Vorübergehen	211
Boulevardkomödie und ihr Corner	219
Die »Helden« der Börse	223
Im Wunderland von Geld und Börse.	231
Präludium zum Heute: Pariser Börsenabenteuer 1939/40	233
Der Börsenpatriotismus der Pariser	234
Gewitterwolken über dem Wunderland	240
Die Währung: Spiegelbild unserer Tugenden und Laster.	253
Spekulationen zum Schutz des Vermögens.	256
Wenn aus Banken wieder Kaffeehäuser werden	269
Wer schützt wen vor wem?	273
Oasenländer – Schlaraffenländer	278
Über die »Seh«-Händler: Mein Gott, wie viel Mühe!.	281
Der Weg zum Minikapitalisten: Beteiligung am Investment-Trust	284
Lacht der Fondsmanager, dann weinen die Kunden	288
Börsenschwindel mit Mischkonzernen.	292
Offshore-Fonds, made for Germany.	297
Wie das Publikum betrogen wird	303
Abschreibungsgesellschaften – made in Germany	309
Warum schweigt der Bundeskanzler?	311
Quousque tandem, Catilina	312
Komplizenschaft aus Ahnungslosigkeit.	315
Die freie Welt: Spielcasino oder Devisenprofis.	319
Gefahr für die freie Marktwirtschaft.	322
»David« Kostolany gegen »Goliath« Dresdner Bank	324
»Mama Marx würde die Amerikaner bewundern.«.	329
»Dies war nur der erste Streich ...«	333

Vergesst mir Amerika nicht!	337
Wird das Wunderland überleben?	341

»Mein« Reich, in dem – wie ich hoffe – die Sonne nie untergeht 347

Die Börse als Passion	349
Diese böse Börse	351
Über Börsenbesucher und Tagesspekulanten	353
Zaungäste der Börse	356
Juwel meines Herzens: die Börse von Paris	359
Außereuropäische Börsen	365
Barbara Silbiger: die Pythia von Ungarn.	369
Mein kleiner Kreis der letzten Mohikaner.	373
Die Börse: ein Reich, in dem – wie ich hoffe – die Sonne nie untergehen wird	376

Anhang 378

Immer Angst haben, nie erschrecken: André Kostolanys kleiner Börsenkatechismus	378
Abbildungsverzeichnis	384

Vorbemerkung

Die vorliegende Ausgabe von André Kostolanys *Wunderland von Geld und Börse* folgt der Erstveröffentlichung von 1982.

Der FinanzBuch Verlag hat sich entschlossen, den Text der Erstausgabe nicht durch Modernisierungen zu verändern, ist sich aber bewusst, dass einige Bemerkungen und Bezugnahmen Kostolanys sehr zeitbezogen und nur im historischen Kontext zu verstehen sind.

Vorwort

Von Aristoteles über Marx bis zu Johannes Paul II. haben die Denker dieser Welt eine Frage immer wieder leidenschaftlich erörtert: Ist der Besitz von und der Drang nach Geld moralisch gerechtfertigt oder nicht? Ein objektives Urteil ist unmöglich; es hängt von der philosophischen Einstellung eines jeden Einzelnen ab.

Eines ist sicher: Das Vermögen, Geld zu verdienen, und der Drang nach mehr Geld mögen zwar nicht immer moralisch einwandfrei sein, für den wirtschaftlichen Fortschritt aber sind beide unentbehrlich. Die Erfahrung der vergangenen 60 Jahre hat es ausreichend bewiesen.

Allerdings ist das Vergnügen, »Geld zu verdienen«, mit dem Vergnügen, »Geld zu besitzen«, nicht identisch. Die Motivationen sind ganz verschieden.

Dass der Mensch Geld besitzen will, ist natürlich. Es verhilft zur Unabhängigkeit und Bequemlichkeit, zu kleinen Freuden und oft zu Gesundheit.

Für die Mehrheit der Menschen freilich ist das Geldverdienen, da sie keines besitzen, ein Muss des Alltags. Für andere ist es ein Vergnügen, nicht des Geldes wegen, sondern weil es im authentischen Sinne des Wortes »verdient« ist. (Nur die deutsche Sprache bezeichnet das Geldeinkommen als »Verdienst«. Die Franzosen »gewinnen«, die Engländer »ernten«, die Amerikaner »machen« und die armen Ungarn »suchen« es.) Das Verdienen wird sogar zu einem Genuss, wenn man das Gefühl für eine Tätigkeit erhält, die einem auch Spaß macht.

Der Börsenspekulant erlebt gar einen wahrhaftigen Rausch, wenn er Gewinne mit Ideen einstreicht, die sich gegen die Meinung aller anderen als richtig erwiesen haben. Die Genugtuung, recht bekommen zu haben, ist für ihn eine noch größere Freude als das Geld selber. Viele sehen ein Vergnügen darin, flott Geld auszugeben, und stehen so ständig unter dem Zwang, immer mehr zu verdienen.

Der Roulettespieler hingegen genießt das Gewinnen. Aber schon sein zweitgrößter Genuss ist das Verlieren, denn sein Vergnügen ist der Nervenkitzel, nicht das Geld. Darum finden sich unter den Millionären auch die leidenschaftlichsten Glücksspieler, egal, mit welchen Summen sie ihr Glück testen.

Ihr Vergnügen ist die Herausforderung des Schicksals. Ich kenne einen, der Geld wie Heu hat, jedoch nie seine Fahrkarte in der Straßenbahn entwertet. Nicht die gesparte Mark, sondern das Risiko, ob er das Schwarzfahren ohne Buße überstehen wird, reizt ihn.

Komischerweise sind die Spieler, wenn ihnen das Glück zulächelt, die größten Protze und Lügner. Mit dem Gewinn geben sie an, die Verluste verschweigen sie. Und nach jedem geglückten Coup schauen sie triumphierend um sich, als wären sie die größten Genies.

Intellektuelle und Künstler finden neben den praktischen Vorteilen Vergnügen am Geldverdienen, weil es die offizielle Bestätigung ihres Erfolges ist. Es gibt Maler, Schriftsteller, Musiker, die reich zur Welt kamen. Ihr größter Genuss ist es dennoch, für ihre Bilder, Bücher oder Kompositionen hohe Beträge zu kassieren. Einer meiner alten Freunde kaufte über Strohmänner Bilder seiner Frau, damit sie Freude

daran hatte, mit ihrer Kunst Geld verdienen zu können. Und selbst die reichste, schöne Frau wird mit Vergnügen für Modellfotos Honorare nehmen, sind sie doch der beste Beweis, dass sie tatsächlich schön und begehrenswert ist.

Zweifellos ist die Tatsache, honoriert zu werden, die größere Freude als das Geldverdienen. Ich selber machte diese Erfahrung. Als ich vor Jahren ein Buch veröffentlichte, das sich sehr gut verkaufte, waren mein Vergnügen nicht die zehn Prozent Autorenhonorar, sondern der zehnfache Betrag, den die Leser bereit waren, für meine Gedanken zu opfern. Schließlich hatte ich meine Ratschläge seit Jahren in den verschiedensten Kaffeehäusern der Welt gratis an Interessenten verschwendet. Hoffentlich wird mir dieses Buch eine ähnliche Freude bereiten.

Natürlich gibt es auch Menschen, die auf moralischen Erfolg und auf Anerkennung verzichten, die nur darin Vergnügen finden, ihr Geld, egal aus welchem Grunde und mit welchen Mitteln, zu vermehren. Für diese Art von Verdienern ist »das Geld wie das Meerwasser für den Durstigen. Je mehr er von der salzigen Flüssigkeit trinkt, desto durstiger wird er«, wie schon Schopenhauer sagte, und zum Schluss wird er sogar Millionär.

Die Definition des Wortes Millionär ist jedoch sehr delikate, denn alles ist relativ. Er ist ein »schwerer Millionär«, sagten einst die Wiener, »er hat mindestens 100 000 Gulden«. Das war zu dieser Zeit nicht einmal paradox, denn das Wort Millionär bedeutete nicht unbedingt, dass der Genannte tatsächlich eine Million besaß. »Millionär« stand – und steht wohl immer noch – für den reichen Mann, dem der gezielte Respekt gebührt, so wie er auch »ein Rothschild« oder »ein Krösus« heißt.

Ein Millionär in New York bedeutet nicht dasselbe wie der Begriff »Millionär« im heutigen Budapest. Dort gibt es auch Millionäre, aber nicht in Dollar, sondern in Forint.

Schließlich stellt sich die Frage: Besitzt der Betreffende ein Kapital von einer Million oder eine Rente, die der Rendite eines

bedeutenden Kapitals entspricht? Wer im 19. Jahrhundert in Frankreich oder in England einen Mann als Millionär bezeichnen wollte, sagte nicht, welches Kapital, sondern wie viel Rente er besaß. Und wenn ein Mann schon über eine Rente oder über Kapital verfügt, stellt sich wiederum die Frage, wie groß seine Verpflichtungen, Lasten und Ansprüche sind.

Deshalb meine Definition: Ein Millionär ist derjenige, der dank seines Kapitals oder seiner Rente von niemandem abhängt, um seine Ansprüche zu befriedigen. Der nicht arbeiten und sich weder vor Chef noch Kunden beugen muss und jedem, der ihm nicht passt, Goethes Götze zitieren kann. Das bedeutet den größten Luxus im Leben. Der Mann, der so souverän leben kann, ist der wirkliche Millionär.

Ich bin nun sicher, dass die meisten meiner Leser mit dieser eigenartigen Definition des Millionärs nicht einverstanden sind. Klar, ich war ja auch nicht immer dieser Ansicht; erst in hohem Alter und nach vielen Jahrzehnten Lebenserfahrung bin ich zu diesem Schluss gekommen.

Die Millionärskandidaten sind ungeduldig. Sie wollen auf das große Geld nicht jahrelang warten. Nur solange wir jung sind, sagen sie sich, können wir von den Millionen profitieren, nicht erst, wenn wir an den Rollstuhl gefesselt sind. Nicht Unabhängigkeit ist das große Ziel; sie fühlen, wie es Goethe sagt: »Armut ist die größte Plage, Reichtum ist das höchste Gut.« Nicht nur den materiellen Luxus wollen sie genießen, sondern auch die Radioaktivität des Geldes spüren, nämlich die Servilität der anderen.

Für manchen bedeuten die Millionen auch Macht und Statussymbol. Es bringt ihnen Freunde, Heuchler, Komplimente, zieht Schmarotzer an und den Neid der Feinde. Ihr Wunsch ist: lieber tausend Neider als einen einzigen Bedauerer. Den Neid zu provozieren – das gehört auch zu den großen Genüssen des Millionärs.

Die Erfahrungen der vergangenen 30 Jahre bestätigen, dass man ein Millionär in kurzer Zeit nur durch drei Möglichkeiten werden kann:

1. durch Spekulation (mit Immobilien, Wertpapieren, Waren oder allen anderen Vehikeln, mit denen sich spekulieren lässt),
2. durch eine reiche Heirat,
3. durch eine glückliche Idee in Handel oder Industrie.

Bei der Immobilienspekulation war natürlich die permanente Inflation der große Coup und auch der Wiederaufbau eines zerstörten Landes. Die leichten Kredite haben den Erfolg gebracht. Aber solche Gelegenheiten wiederholen sich nicht alle Tage.

Durch riskante Spekulationen mit Schiffen ist Onassis zu einem der am meisten bewunderten Millionäre geworden. Seine Spekulationen waren jedoch auf astronomisch hohen Krediten so waghalsig aufgebaut, dass er oft am Rande des Ruins stand, wenn die Frachtraten auf Talfahrt gingen. Im letzten Moment rettete ihn dann oft irgendwo ein kleiner Krieg, der die Frachtraten in die Höhe trieb. (Ich bin sogar der Überzeugung, dass Onassis und mehrere seiner schlitzohrigen Kollegen mithilfe von Schmiergeldern von Banken auch höhere Kredite erhalten haben, als der Substanzwert ihrer Schiffe war.)

Die Liste der neuen und spektakulären Erfolge ist lang; nicht nur waren die Ideen richtig und glücklich, sondern die große Sehnsucht nach Geld war der Motor. Das Geld geht zu dem, der es mit unbegrenzter Leidenschaft begehrt. Er muss vom Geld hypnotisiert sein wie die Schlange von ihrem Beschwörer. Glück braucht er natürlich auch dazu. Nur das viele Studieren und Lernen von Betriebswirtschaft und ähnlichen Pseudo-Wissenschaften ist überflüssig.

Wer wäre ein besseres Beispiel als »der reiche Grün«, wie man auch ohne Studien Millionär werden kann:

Als armer Mann bewarb er sich auf eine Anzeige hin um eine Stellung als Tempeldiener in Wien. Doch musste auch ein Tempeldiener zu jener Zeit schreiben und lesen können. Da Grün jedoch Analphabet war, bekam er den Posten nicht. In seinem Kummer nutzte er das kleine Trostgeld, das er für seine Reise bekommen hatte, um nach

Amerika auszuwandern. In Chicago machte er Geschäfte. Mit den ersten kleinen Ersparnissen schuf er dann ein Unternehmen, das mit der Zeit immer größer und größer wurde. Ein Mischkonzern kaufte ihm sein großes Unternehmen ab, und bei der Vertragsunterschrift kam die große Überraschung: Grün konnte nicht unterschreiben. »Mein Gott«, sagte der Anwalt des Käufers, »was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie lesen und schreiben könnten!« – »Sehr einfach, Tempeldiener.«

Für diejenigen aber, die schreiben und lesen können, soll dieses Buch ein Reiseführer in das Land der Spekulation, in das Wunderland von Geld und Börse sein.

Wer dieses Wunderland betritt und sich darin bewegt, nur um des Geldes wegen, wer nur das Materielle darin vergötzt, dem versuche ich in meinem Buch – und sei es zum Teil auch nur mit kurz dahingeworfenen Aperçus – den Blick in eine andere Welt zu öffnen.

Die Börse ist nach meinen Erfahrungen ein Geschenk, das ich mir selbst gemacht habe, ein Stück meiner eigenen Freiheit. Und zu meinem eigenen Erleben dieser Freiheit gehören die Musik, die Literatur und vor allem die Freude am Menschen, an dem bescheidenen genauso wie an dem großen.

Und deshalb ist das folgende Bekenntnis durchaus selbstbewusst und stolz gemeint:

Finanzminister sein: kann ich nicht.

Bankier sein: will ich nicht.

Spekulant und Börsianer: Das bin ich!

Mein Börsenbrevier

Die Börse, mein Leben

Spekulieren? Die Frage wird mir oft gestellt. – Eventuell, das hängt von der Person ab.

Wer viel Geld hat, *kann* spekulieren; wer wenig hat, *darf* nicht spekulieren; wer gar keines hat, *muss* spekulieren.

Schnell und leicht kann man heutzutage ja fast nur noch durch Spekulationen reich werden. Und wenn man schon spekuliert, wie also soll man spekulieren? Wo, wann und womit?

Meine »hundertjährige« Erfahrung begrenzt sich auf die Börse. Ich wiederhole: hundertjährige. Ich sage es zwar aus Spaß, meine es aber durchaus ernst. Ich habe 55 Jahre persönliche Erfahrungen zu Gunsten und zu Lasten meiner eigenen Brieftasche gesammelt, und dazu kommt noch die 50-jährige Lebens- und Börsenerfahrung jener Kollegen, die, als ich noch zwanzig war, schon 70 Lenze zählten ...

Wie wäre es, wenn ich von der Börse, dieser verwünschten Welt, erzählen würde? La bourse, la borsa, la bolsa, die Börse, de Beurs ... Von Paris bis Mailand und Buenos Aires, von Frankfurt bis Petersburg ist dieses Wort weiblich, das ist zweifellos mehr als ein bloßer Zufall! Und was ist eigentlich die Börse? Diese »böse« Börse, die für die einen das Vermögen, für die anderen den Ruin bedeutet?

Für viele ist sie Monte Carlo ohne Musik, ein Casino, wo man sich während eines Abends eine runde Summe erspielen kann, in einer anregenden, nervenkitzelnden Atmosphäre. Für mich ist dies das Nervenzentrum, ja sogar der Motor des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Die Wahrheit liegt wahrscheinlich zwischen beiden, und sie ist etwas komplizierter, als man glauben möchte.

Ich spekulierte schon in allen Werten, Währungen und Produkten, Kassa und Termin, in der Wall Street, in Paris, Frankfurt, Zürich, Tokio, London, Buenos Aires, Johannesburg oder Shanghai. Ich spekulierte in Aktien, Staatsanleihen, inklusive denen der kommunistischen Länder, in Wandelanleihen, Währungen – ob sie nun stabil oder floating waren –, in dem Leder meiner Schuhsohlen, in Sojabohnen und allen Getreidesorten, in Wolle und Baumwolle, in dem Gummi meiner Autoreifen, in Eiern und Frühstücksspeck, in Kaffee und Kakao, den ich so liebe, in Whisky, in der Seide meiner Fliege, in allen Metallen, ob sie nun edel oder unedel waren.

Ich möchte nur hinzufügen, dass ich kein Preistreiber war, da ich nicht nur darauf spekuliert habe, dass die Preise steigen, sondern ebenso darauf, dass sie fallen würden. Kurz gesagt: Ich spekulierte in allem, je nachdem, wie sich der Wind drehte oder die Wirtschaft und die politische Lage es verlangten, in Hochkonjunktur und Depression, Inflation und Deflation, Auf- und Abwertungen, und – ich habe sie alle überlebt. Man muss das Gras wachsen hören, um jede Situation haarscharf beurteilen zu können.

Ein Schüler in einem meiner Börsenseminare stellte mir mal die Frage, ob ich meinem Sohn raten würde, Spekulant zu werden. »Gewiss nicht«, war meine Antwort. »Wenn ich einen Sohn hätte, sollte er Musiker werden. Ein zweiter Maler, ein dritter Journalist oder Schriftsteller. Aber der vierte«, setzte ich hinzu, »müsste unbedingt Spekulant werden, um die drei anderen zu ernähren.«

»Homo speculator« – was ist der Spekulant doch für ein merkwürdiger Mensch. Nicht jeder ist ein Spekulant, der beruflich mit der Börse zu tun hat.

Es gibt in der Welt einhundert- bis zweihunderttausend Börsenmakler, Anlageberater, Portfoliomanager, es gibt auf den Börsenparketts Kommis mit lauten Stimmen, und Millionen rund um die Welt, die das Börsenwetten zum Beruf erhoben haben und die zwischen Zahlen hin- und herflitzen, kaufen, verkaufen, kaufen, verkaufen ...

Dann gibt es auch Financiers, die Transaktionen über Abermillionen durchführen. Aber die Begriffe »Financier« und »Spekulant« sind nicht zu verwechseln.

Der Financier steckt ständig bis über beide Ohren in den von ihm initiierten Geschäften, er sichert sich Mehrheiten, plant Fusionen, baut Trusts auf, lanciert neue Industrien und führt vor lauter Aktivität ein sehr unruhiges Leben. Wenn er Unternehmen gründet, wendet er sich an die Börse, um sich das notwendige Kapital zu verschaffen. Auch die Kontrolle über jene Gesellschaften, über die er herrschen will, erhält er durch die Börse. In einem vertikalen Trust vereinigt er einander ergänzende Betriebe oder kombiniert raffinierte Mischgesellschaften. Sein Ziel bleibt immer eine bestimmte Transaktion, aber seine Käufe oder Verkäufe verursachen große Bewegungen, die sich auf die ganze Börse auswirken.

Der Spekulant bleibt passiver Zuschauer dieser Bewegungen, die er nicht verursacht, von denen er jedoch zu profitieren versucht. Welch fürstlicher Beruf! Und er denkt wie Horaz: »Glücklich jener, der weit von den Geschäften lebt.« Ohne Kontakt mit dem Publikum, ohne sich bei »niedriger« Arbeit die Finger schmutzig zu machen, weitab von Handelswaren und staubigen Lagerhallen, von tagtäglichen Auseinandersetzungen mit Kaufleuten und Geschäftemachern überlegt der Spekulant in völliger Versunkenheit; eingehüllt in den Rauch seiner Zigarre, sitzt er bequem in seinem Schaukelstuhl und denkt nach, fern von der Welt und ihrem Lärm. Sein Handwerkszeug hat er in greifbarer Nähe, es ist denkbar wenig: ein Telefon, ein Radio und ein paar Zeitungen. Aber auch dabei hat er sein Geheimnis: Er versteht zwischen den Zeilen zu lesen.

Er hat keine Angestellten und keinen Chef, er braucht nicht hierhin und dorthin freundlich zu grüßen, braucht keine nervösen Kunden zu ertragen wie der Bankier oder der Makler. Er muss niemandem etwas aufreden, er ist ein Edelmann, der über sich und seine Zeit frei verfügen kann. Und es ist nicht verwunderlich, dass viele Leute neidisch sind. Dennoch lebt er gefährlich und muss sich daran gewöhnen, wie ein Krokodil mit offenen Augen zu schlafen.

Sein Geist kommt niemals richtig zur Ruhe. Wie ein Orgelspieler zieht er mehrere Register zugleich, bedient verschiedene Klaviaturen und Pedale: Aktien, Anleihen, Währungen, Edelmetalle, Rohstoffe usw., aber seine Operationen ergänzen sich zuweilen. Die einen schützen vor den Risiken bei den anderen. Es gibt unzählige Varianten dieser Art. Und man findet fast nie zwei völlig identische Fälle.

Da seine Transaktionen ein zusammenhängendes Ganzes bilden, wird es für einen Laien gefährlich sein, dem Vollblutspekulanten bei einem dieser Engagements zu folgen. Es lässt sich nämlich nicht so einfach feststellen, zu welchem Zweck es unternommen wurde und in welchem Maße es eine andere Transaktion ergänzt. Was unverständlich oder regellos erscheint, ist in Wirklichkeit vollendet aufgebaut, nach einem System organisiert.

Bevor man die Börsenspekulation wirklich begreift und vielleicht ein klein wenig meistern kann, muss man viel Lehrgeld bezahlt haben. Ich möchte sagen, dass bei Spekulationen gewonnenes Geld Schmerzensgeld ist. Zuerst kommen die Schmerzen, dann das Geld.

Verblüffend sind oft die Ursachen, die erschütternde Ereignisse in der Welt der Finanzen auslösen. Oft haben sie damit direkt überhaupt keine Verbindung, wie zum Beispiel Liebesromanzen, politischer Ehrgeiz, persönliche Eitelkeit.

Werk des Teufels: Homo ludens

Böse Zungen behaupten, dass der Teufel die Börse erschaffen habe, um den Menschen zu zeigen, dass auch er, Gott ähnlich, aus dem Nichts etwas schaffen könne. Falsch! Nicht der Teufel hat die Börse erfunden. Sie ist spontan entstanden, unter einem Baum, an der Straßenecke oder in einem Caféhaus, um anschließend in ein Palais einzuziehen. Der Teufel hat dennoch mitgemischt: Er hat aus dem »Homo sapiens« den »homo ludens« gemacht, der die Börse oft in einen Spielraum verwandelt.

Aber dieser Spielsaal spielt eine große Rolle in unserem kapitalistischen System. Denn seine Grundlage ist die Aktiengesellschaft, und die Börsenspekulationen sind sein Motor. Ohne Spekulationen wären die großen revolutionären Industrien (Eisenbahn, Automobil, Öl, Elektronik, Computer und Dutzende andere) nie zustande gekommen. Nur die Hoffnung auf einen spekulativen Kursgewinn und nicht auf einen Zinsertrag kann die zur Expansion nötigen Gelder den großen und kleinen Sparern aus der Tasche kitzeln. Diese Spargelder werden dann mittels der Börse durch die verschiedensten Investitionsmöglichkeiten in der Wirtschaft verteilt. Mit einem Wort, die Börse ist ein Instrument, Investitionen einzufrieren und jederzeit wieder aufzutauen, wenn der Anleger sein Kapital wieder benötigt. Und so erfüllt die Börsenspekulation (wenigstens im kapitalistischen Wirtschaftssystem) eine wesentliche Funktion. Auch wenn er es wegen des Spekulationsgewinnes tut, so stellt der Börsenspieler dennoch sein Kapital der Wirtschaft zur Verfügung.

Die Millionen Spieler und Parasiten an den Wertpapierbörsen haben also ihre Berechtigung. Und wenn sie nicht existieren würden, so müsste man sie erfinden. Je mehr Parasiten, desto größer und liquider der Markt, und desto besser werden Erschütterungen, sowohl bei Hausse- als auch bei Baissebewegungen, abgefangen und gedämpft. Bei jedem Kursrückgang von einer Fraktion melden sich neue Käufer, und dadurch schützen sie den Markt vor einem brutalen Rückgang. Bei jeder Kurssteigerung von einer Fraktion melden sich neue Verkäufer und wirken dadurch auch bei Haussebewegungen bremsend.

Ein Markt mit großem Umsatz verzeichnet sanftere Bewegungen als einer mit kleinem Umsatz, wie ein Automotormotor mit sechzehn Zylindern viel sanfter läuft als mit vier. Die Schocks werden aufgefangen.

Die Spekulation hat es immer gegeben. Ihre Geschichte ist so alt wie die der Menschheit und bewegt sich parallel zu ihr. Spekulation gab es schon, bevor die Börse das Licht der Welt erblickte. Wenn ich in einem Satz die Geschichte der Spekulation zusammenfassen

wollte, müsste ich sagen: der »Homo ludens« wurde geboren, er hat gespielt, gewonnen oder verloren, und er wird nie sterben.

Darum bin ich auch der Überzeugung, dass nach jeder Börsen-depression, in der die Menschen ein wahrer Ekel vor Aktien und der Börse befällt, wieder Zeiten folgen, wo alle Wunden der Vergangenheit vergessen sind und die Menschen sich wieder von der Börse anlocken lassen wie die Motten vom Licht. Und wenn sie es nicht aus eigenem Antrieb tun sollten, dann sorgt schon die hoch entwickelte Börsenindustrie dafür, und an erster Stelle der Köder Geld.

Ich könnte den »Homo ludens« und den Spezialfall der Börsianer mit einem Alkoholiker vergleichen, der nach einem schweren Rausch am nächsten Tag in seinem Katzenjammer beschließt, nie wieder ein Glas in die Hand zu nehmen. Aber am späten Nachmittag trinkt er doch wieder einen Cocktail und dann noch einen und noch einen, und um Mitternacht ist er wieder genauso betrunken wie am Abend zuvor.

Seefahrt zwischen Vermögen und Pleite

Die Spekulation ist eine gefährliche Seefahrt zwischen Vermögen und Pleite. Man braucht ein seetüchtiges Boot und einen geschickten Steuermann. Was verstehe ich unter einem seetüchtigen Boot? – Geld und Geduld sowie Nerven. Und wer ist der geschickte Steuermann? – Derjenige, der die Erfahrung hat und souverän denkt. Balzac schrieb in seinem Traktat über das »Elegante Leben«, es gebe drei Arten von Menschen: Menschen, die arbeiten, Menschen, die denken, und Menschen, die nichts tun. Der richtige Spekulant ist derjenige, der denkt. Viele glauben allerdings, es sei jener, der nicht arbeitet.

Und was braucht er außerdem, um Erfolg zu haben? Die vier G des preußischen Generalfeldmarschalls von Moltke, die auch zur erfolgreichen Kriegsführung unerlässlich sind: Gedanken, Geld, Geduld – und natürlich auch Glück.

Der Beruf eines Börsenspekulanten ähnelt in vielem dem eines Journalisten. Beide leben von Nachrichten, indem sie die Erzeugnisse verfolgen, analysieren und ihre Schlüsse daraus ziehen. Der Journalist beschreibt und kommentiert sie, und der Börsianer liest sie – er liest aber auch zwischen den Zeilen und handelt danach. Nur: Der Journalist darf sich immer wieder irren und wird dennoch ein Journalist bleiben. Wenn der Börsianer sich aber zu oft irrt, bleibt er nicht länger Börsianer ... Ich habe die größte Hochachtung vor Journalisten, ich finde ihren Beruf so faszinierend, dass ich ihn in meinen alten Jahren selbst ergriffen habe. Es besteht jedoch kein Zweifel, dass das Risiko eines Journalisten dem Risiko eines Börsianers nicht gleichkommt, da das Schicksal des Letzteren eher mit dem eines Seiltänzers zu vergleichen ist.

Eines aber haben beide Berufe gemeinsam: Sie wissen zwar nur »parvum omnibus ex toto nihil«, verlangen aber Scharfblick, eine gute Allgemeinbildung, Lebenserfahrung und die unumgängliche Leidenschaft für den Beruf.

Zum Spekulanten oder Journalisten wird man geboren, ebenso wie man als Philosoph – und sei es auch als Philosoph in der Westentasche – geboren wird. In jedem Augenblick geschieht etwas Neues auf der Welt: Kriegsnachrichten aus dem Nahen Osten, Feindschaften und Freundschaften zwischen arabischen Staaten, Rauschgift- oder Rassenprobleme in Amerika, Weiterentwicklung der Massenmedien, Wahlen in Japan, Streiks in Polen, Revolution in der Frauenmode, die Entwicklung der Fischerei in Island, Forschungen über Lungenkrebs und so weiter. Die Summe all dieser Ereignisse ist das Weltgeschehen, die Weltgeschichte.

Mein kleines Leben hat sich in unmittelbarer Nähe dieser Weltgeschichte abgespielt, eben weil ich von der Börse gelebt habe. Alle großen und kleinen Ereignisse haben sich auf die Börse ausgewirkt, und die Börse auf meine Brieftasche. Paradoxerweise blieben mir allerdings meine ersten Verbindungen mit der Börse eigentlich in schlechter und schmerzhafter Erinnerung.

Über Regen und Sonnenschein

Marienbad, Sommer 1914. Damals weilte unsere Familie zur Kur in diesem idyllischen Badeort inmitten des Böhmerwaldes. Wir wussten es noch nicht, aber es war die Abendröte der k. u. k. Monarchie, und jeder lebte in der sorglosen Beschwingtheit, die großen Katastrophen voranzugehen pflegt.

In diese Friedensatmosphäre fielen wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Revolverschüsse von Sarajewo. Plötzlich begann es nach Pulver zu riechen.

Von Panik ergriffen, stoben die Kurgäste in alle Länder der Monarchie unter dem Doppeladler auseinander. Meine Eltern beschlossen zu bleiben, um die Kur zu beenden. Auf der Kurpromenade diskutierte man unter den Klängen der Militärkapelle mit Freunden über die neuesten Nachrichten aus Paris, Berlin und Sankt Petersburg.

Trotz der ernstesten Lage hatte die Börse nichts von ihrer Anziehungskraft eingebüßt. Man stürzte sich auf die Gazetten aus Wien und Budapest, um die neuesten Börsenkurse zu verfolgen. Ein wahres Spekulationsfieber setzte ein. Auf dieser Welle wurden einige reich (diejenigen, die in Waren spekulierten), andere hingegen, die sich groß in Wertpapieren engagiert hatten, gingen zugrunde.

An den Warenbörsen stürzte man sich auf die Produkte, die im Kriegsfall nicht mehr eingeführt werden konnten. Man spekulierte in Kakao, Vanille, Pfeffer, aber auch in Raffia, einer Hanffaser, die dazu dient, die Weinreben festzubinden.

Mein Bruder Emmerich, damals ein junger Angestellter in einer Großbank, wurde ebenfalls von diesem Fieber erfasst und spekulierte mit einigen Freunden in Raffia. Zunächst schien auch alles gut zu gehen. Doch als Feldmarschall Hindenburg die Russen bei Tannenberg in Ostpreußen schlug, kam es in allen Warenkursen zu einem starken Rückschlag, da man glaubte, der Krieg würde in kürzester Zeit zu Ende sein. Emmerich verlor sein ganzes Geld und war außerdem schon seit Langem bei der Bank verschuldet. Als er in dieser dramatischen Situation von Selbstmord zu sprechen begann, musste mein Vater seine Schuld begleichen, um die drohende Tragödie abzuwenden. Seither wurde das Wort »Raffia« in unserer Familie nicht mehr erwähnt.

Kaum war diese unglückliche Spekulation liquidiert, da nahmen die Ereignisse an der Front und an der Börse abermals eine Wende. Die Franzosen hatten die Marineschlacht gewonnen, und man rechnete nunmehr mit einem langen Krieg. Die Raffiafaser begann wieder zu klettern, aber leider für uns zu spät. So habe ich schon früh gelernt, dass an der Börse die Dinge zuerst immer anders kommen, als man denkt, und erst später so eintreffen, wie man es gehofft hatte. Wenn man an der Börse trotzdem Gewinne macht, so ist dies ein »Schmerzengeld«; zuerst kommen, wie gesagt, die Schmerzen, dann das Geld.

Die Welt von Marienbad mit ihrer Promenadenmusik und den internationalen Kurgästen ist längst versunken, wie auch die Börse von Budapest. Mein Bruder und meine Eltern sind längst tot. Gemessen an den ungeheuren Spekulationen von heutzutage erscheint die damalige Raffiaspekulation mikroskopisch klein. Die Summe, die mein Bruder verlor und die beinahe eine Tragödie ausgelöst hatte, war nicht höher als heute die Zeche eines lustigen Abends eines Wall-Street-Bonzen. Aber die Geschichte bleibt mir als wehmütige Erinnerung.

Eine andere Begebenheit war weniger dramatisch, aber genauso lehrreich.

Es geschah im Budapest meiner Kindheit, und ich war gerade in dem Alter, in dem man mit Murmeln spielt. Im täglichen Leben des

damaligen Ungarn erstrahlte die Getreidebörse in einem ganz besonderen Glanz: Das Land war Großproduzent von Brotgetreide, Mais und Hafer. Es war der lebhafteste Markt von ganz Europa. Man machte hier gewaltige Umsätze, Telegramme aus Übersee, Verkaufs- und Kauforders ergossen sich über die Stadt und gaben ihr einen ungewöhnlichen Auftrieb. Die Riesengeschäfte boten auch Gelegenheit zu Spekulationen kleineren Umfangs, an denen sich jedermann beteiligen konnte, und das war etwas, was der fröhlichen Mentalität des Ungarn sehr lag.

Das Getreide war also »in aller Munde« und genauso alles, was seinen Kurs beeinflussen konnte. Das Hauptelement bei diesem Spiel war das Wetter, die Farbe des Himmels, die zu starke Sonne, die die Ernte gefährdete, oder der Regen, der sie verbessern würde.

Der Kurs stieg oder fiel wie der Wetterfrosch auf den Sprossen seiner Leiter, je nach den Wetterberichten. Auf den in der Stadt so zahlreichen Caféhaus-Terrassen an den Straßenecken hielt man, besonders in jenem überaus trockenen Sommer, eifrig nach Wolken Ausschau. Denn wenn kein Regen fiel, war die Haferernte in Gefahr. Sogar die hohen Militärs machten sich Sorgen, weil damals dem Hafer die Rolle zukam, die das Benzin in einer modernen Armee spielt. Zu den meteorologischen Kümernissen des Augenblicks gesellte sich eine neue Sorge: das Fußballspiel, das die ungarische Elf gegen die österreichische Nationalmannschaft austragen sollte.

Es ging um die sportliche Ehre, die jedermann als ein schwerwiegendes persönliches Anliegen betrachtete. Dem so lang erwarteten sportlichen Ereignis gelang es sogar, die lähmende Schwüle dieses heißen Sommers zu überwinden.

Ich war doppelt erregt. Es war mein erstes wirkliches Fußballspiel, und darüber hinaus sollte ich zu diesem neuen Vergnügen von meinem Lieblingsonkel mitgenommen werden.

Am Morgen des Wettspiels sprang ich Hals über Kopf aus dem Bett, um den Himmel zu begutachten. Aber ach, der Horizont war ganz bezogen, eine Menge grauer Wolken kam herauf, getrieben von

einem regenbringenden Wind, die Luft war schwer, man hörte schon fast den Donner grollen. Ich wurde von Unruhe ergriffen, ebenso wie mein Vetter, der auch zum Sportfest mitkommen sollte.

Den ganzen Vormittag über verschlimmerte sich die Lage immer mehr, und im selben Maß wuchs unsere Enttäuschung. Dennoch trafen wir zur festgesetzten Stunde bei unserem Onkel ein und waren überzeugt, dass er ebenso betrübt sein würde wie wir. Welche Überraschung! Seine Augen strahlten, er lächelte glücklich und zufrieden und rieb sich die Hände, als sei ihm gerade ein guter Coup gelungen. Gewöhnlich war er nie hässlich zu Kindern, nicht einmal im Scherz. »Meine lieben Jungen, welch ein schöner Tag, seht nur, es regnet in Strömen, das Fußballspiel ist abgesagt.«

Meinem Vetter und mir verschlug es die Sprache. Kein Fußballspiel! Und er wagte es, von einem schönen Tag zu sprechen. So viel Gemeinheit war uns unverständlich. Und mit noch größerer Grausamkeit fuhr er fort: »Das ist wirklich fabelhaft, dieser Regen ist prächtig!« Es war nicht zu glauben. Dann rief er: »Ihr versteht aber auch gar nichts. Der Regen ist ein Glück! Morgen wird der Hafer an der Börse fallen. Ich habe seit Wochen darauf gewartet.«

Der Onkel hatte recht, am nächsten Tag gab es einen Kurssturz in Hafer, die Ernte war gerettet. Diejenigen, die auf Baisse spekuliert hatten, konnten den erwarteten Gewinn einstreichen, und die Militärs waren beruhigt – alles auf Kosten unseres Fußballspiels. Dieses ins Wasser gefallene Vergnügen hatte die Börse auf dem Gewissen, aber damals schwor ich mir, zu gegebener Zeit Rache dafür zu nehmen.

Ich nahm das Spiel auf. Bei den Zickzackkursen der Baumwolle zitterte ich, während ich den Himmel über New Orleans beobachtete. Vor der Getreideernte erforschte ich den Wind im Mittelwesten, ehe ich in Chicago kaufte oder verkaufte.

Einige Jahrzehnte nach meiner Erfahrung mit dem Hafer begriff ich dann auf einmal, warum die Warenbörse in Paris von Zeit zu Zeit blauzumachen schien. Ich beobachtete eines Tages, wie diese sehr würdigen

Herren, Bevollmächtigte großer Zuckerfabriken, in einem fort hin und her liefen. Sie gingen in aller Eile hinaus, betrachteten mit sorgenvoller Miene den Himmel, dann begaben sie sich schleunigst wieder in das graue Gebäude. Fakt ist, dass der Regen die Rüben wachsen lässt, aus denen man Zucker macht. Klärte sich der Himmel auf, dann stieg der Zucker; ein paar Regentropfen, und die Kurse fielen.

Paris war schon lange vor dem Ersten Weltkrieg – und niemand weiß, warum – das Schlachtfeld des Zuckers, die bedeutendste Zieldisziplin der internationalen Spekulation an der Warenbörse. Ein leidenschaftliches Spiel vollzog sich hier unter dem Taktstock großer Inspiratoren, denen die schönen Tage der »belle époque« zu verdanken waren. Das ging so weit, dass die Regierung in dem Augenblick eingreifen musste, als einer der Könige des Marktes, der Direktor der ägyptischen Zuckerfabriken, Crosnier, Bankrott machte. In der auf den Börsenkrach folgenden Nacht fiel der Zucker von 33 auf 16 Francs, was alle Transaktionen bei diesem überaus wichtigen Nahrungsmittel über den Haufen warf und eine Neuordnung der Verhältnisse erforderlich machte.

Es ist immer die gleiche Melodie – Regen oder Sonnenschein! Das bedeutet eine Hausse von fünf Prozent beim Zucker, beim Getreide, bei allen Rohstoffen, die Wettereinflüssen unterliegen.

... und den Taifun »Isabella«

Die Natur schreitet manchmal in noch brutalerer Weise ein und macht aus einem simplen Vorgang ein Drama. Ich denke dabei nicht an außergewöhnliche Ereignisse wie Erdbeben oder Überschwemmungen, sondern an atmosphärische Einflüsse, die sich in gewissen Gebieten der Erde fast tagtäglich bemerkbar machen und manchmal die Quelle wahrer finanzieller Katastrophen sind.

Einige Schweizer Banken erinnern sich noch heute an einen donnernden Finanzkrach in den 50er-Jahren, als eine Finanzie-

rungsgesellschaft ihre Zahlungen einstellen musste, nur weil das Barometer gefallen war.

Folgendes hatte sich ereignet: Eine Gruppe, die zu den ganz großen Rohstoffhändlern gehörte, hatte bei einem vielfach verwendbaren landwirtschaftlichen Erzeugnis, Kopra, auf Baisse spekuliert. Kopra, das getrocknete Kernfleisch der Kokosnuss, gibt jenen flockigen Schaum, der die gute Qualität gewisser Seifenmarken garantiert; außerdem ist Kopra der Hauptbestandteil der Margarine. Diese Gesellschaft hatte an den holländischen Trust »Unilever«, ihren größten Kunden, eine enorme Menge Kopra verkauft. Sie erwartete, als der Koreakrieg beendet war, eine allgemeine Baisse für sämtliche Rohstoffe, und insbesondere für diejenigen aus dem pazifischen Raum. Sie wollte also die Kopraernte der Erzeugerländer vor dem für die Lieferung festgesetzten Datum billig aufkaufen, das heißt zu einem Einkaufspreis, der ihr eine bedeutende Gewinnspanne sicherte. Das ist das klassische Schema der Baisse-Spekulation.

Nun geschah es aber eines Tages, dass der Taifun »Isabella« die Philippinen heimsuchte, das Haupterzeugerland, und dass alle schönen Kalkulationen innerhalb weniger Stunden von den Fluten fortgespült wurden, die fast die gesamte Kopraernte vernichtet hatten. Unsere Schweizer Gesellschaft hatte die größten Schwierigkeiten, die versprochene Ware zu beschaffen, die sie nicht kaufen konnten, weil es praktisch keine mehr gab. Der Mangel an Kopra ließ natürlich den Preis emporschnellen. Wer einen Lagervorrat besaß, diktierte nach Gutdünken den Preis, und die Gesellschaft musste sich fügen. Die Transaktion schloss mit Verlusten ab, die zehn Millionen Schweizer Franken überschritten und für einen Augenblick die Banken, welche die Bürgschaft gegenüber dem Käufer übernommen hatten, in Schwierigkeiten hätten bringen können.

Kleine Ursachen, große Wirkungen – all das, im Grunde genommen, weil man das Fell des Bären verkaufen wollte, ehe man ihn erlegt hatte.



Börsensaal in Konstantinopel – Zeit vor dem 1. Weltkrieg

»Heute bin ich ›bull‹, mein Lieber«

Dieses Sprichwort bringt mich darauf, dass ich eine Redensart erklären sollte, die sich über die Bereiche der angelsächsischen Börsen hinaus, wo sie ursprünglich entstanden ist, eingebürgert hat. Man nennt denjenigen »bearish« oder einfach »bear«, Bär, der mit der Baisse rechnet und sich auf die Baisse verlässt. Er verkauft heute zu einem bestimmten Preis eine Ware – (oder ein Wertpapier) –, die er noch gar nicht besitzt und die er sich erst später besorgen wird. Seinen eigenen Kauf stellt er zurück, weil er glaubt, dass der Preis, den er morgen zahlen muss, niedriger sein wird als der heutige. Wenn das Sprichwort von dem Mann, der das Fell des Bären verkaufte, bevor er ihn erlegt hatte, dabei dem Buchstaben nach gewissermaßen verzerrt ist, bleibt der Sinn doch derselbe: der »bearish«-Börsianer verkauft wie der Jäger das, was er noch nicht geschossen hat.

Dem Bären gegenüber erhebt sich »bull«, der Stier: Das ist derjenige, der voranstürmt wie das seine Kraft kennende Tier, das alles, was sich ihm in den Weg stellt, mit seinen Hörnern himmelwärts schleudert. In den Wandelgängen der Wall Street genügt es, wenn zu der Stunde, die der Erforschung der Stimmungen dient, ehe der Vorhang sich hebt, jemand sagt: »Heute bin ich »bull«, mein Lieber«, um zu verstehen, dass der Gesprächspartner in einem Haussestrom zu schwimmen gedenkt.

Diese Ausdrücke sind nicht nur in London und New York gang und gäbe, sondern an allen Börsen der Welt, wo kein Mensch es verstehen würde, wenn man von einer »stierischen« Lage spräche, wo aber jedermann weiß, dass eine »bullish« Tendenz ein beruhigendes Vorzeichen ist.

An allen Börsen der Welt bieten sich die bulls und die bears herausfordernd die Stirn und bekämpfen sich mit häufig recht wilden Methoden. Der Kampf verzehnfacht ihre Kräfte, der Stier sucht den Bären zu Boden zu schlagen, der seinerseits auf den Augenblick wartet, um jenen mit seinen starken Tatzen noch sicherer zu erwürgen. Der Ausgang des Kampfes hängt nicht allein von der Ausdauer der beiden Gegner ab, auch nicht nur von ihrer Stärke. Ganz andere Kräfte, auf die wir später noch zu sprechen kommen, nämlich strategischer, taktischer und sogar weltpolitischer Art, schalten sich vor der Stunde des Sieges noch ein.

Im Zeichen der Spekulation und unter dem Wappenschild der Börse stehen sich also die feindlichen Brüder gegenüber, der Stier und der Bär, und jeder von beiden versucht, den Sieg zu erringen.